
ABSOLUTE INNOVATION

Der Trudelturm ist Zeugnis
der Luftfahrtgeschichte des
Standortes

HIER GEHT WAS

Berlin ist hip und zieht nicht nur Kreative von überall auf der Welt an, sondern inzwischen auch Wissenschaftler. An mehr als 40 Hochschulen lehren, arbeiten und studieren hier über 250 000 Menschen. Mehr als 70 außeruniversitäre Forschungseinrichtungen haben ihren Sitz in der Stadt. Kooperationen sind gelebter Alltag, auf allen Ebenen. Was macht den Standort erfolgreich, beliebt, hebt ihn ab von München oder Hamburg? Im DUZ THEMA erklären das Entscheider aus Wissenschaft und Politik, die Berlin ein Stück weit mitgestaltet haben.





MAN TRIFFT SICH IN ADLERSHOF

Er war einer der ersten Wissenschaftsparks in Deutschland, an dem Forschung, Wirtschaft und Gesellschaft zusammenkommen sollten. Heute steht der Campus im Südosten von Berlin für viele andere Modell

TEXT: JEANNETTE GODDAR

Berlin-Adlershof – dieser Ort dürfte auch in der Erinnerung der Bundeskanzlerin einen festen Platz haben. Nicht etwa, weil sie dort einen Campus eröffnet hätte, auch eine Ehren doktorwürde wurde ihr hier nie verliehen. Dr. Angela Merkel lernte in Adlershof ihren Mann, Prof. Dr. Joachim Sauer, kennen, am Zentralinstitut für Physikalische Chemie (ZIPC), 350 Wissenschaftler waren damals dort beschäftigt. 1986 reichte sie am ZIPC ihre Dissertation ein. Ab 1989 engagierte sie sich dann in der Politik, zunächst beim Demokratischen Aufbruch.

Der Rest ist Geschichte. Damit hatte die Bundeskanzlerin auch insofern Glück, als das ZIPC zum 31. Dezember 1991 laut Einigungsvertrag „abgewickelt“ und sämtlichen Mitarbeitern fristlos gekündigt wurde. Ein Schicksal, das die Mehrheit der rund 5400 in Adlershof tätigen Wissenschaftler traf. Ihre Institute waren der Akademie der Wissenschaften (AdW) zugeordnet, die nach 1990 vom Wissenschaftsrat begutachtet wurden, meist mit einer Empfehlung zur Auflösung.

Es war also, anders als von der damals wie heute sehr westdeutsch geprägten hochschul(polit)ischen Elite kolportiert, keine „grüne Wiese“, auf der Berlins größter Campus entstand. Genaugenommen wurde die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrtforschung (DVL) und damit die Vorläuferin des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt schon 1912 dort gegründet. In der DDR hatte die Akademie der Wissenschaften mit 15 Einrichtungen ihren zentralen Standort für chemikalische und physikalische Forschung in Adlershof.

In Berlin-Buch, wo um das Max-Delbrück-Centrum für molekulare Medizin und das Klinikum Berlin-Buch auf 32 Hektar ein riesiger Campus für Medizinforschung und Biotechnologie entstanden ist, waren die Voraussetzungen noch besser, weil die Gebäude weniger marode waren: Nördlich von Pankow hatte die SED-Nomenklatura in hübschen Villen gewohnt und die Staatssicherheit ein geheimes Regierungskrankenhaus betrieben, für alle Fälle mit Zugang zu einem Atomschutzbunker. Auch drei AdW-Einrichtungen standen in Buch: die Zentralinstitute für Molekularbiologie, für Krebsforschung und für Herz-Kreislauf-Forschung.

Nur so lässt sich verstehen, wie schnell nach der Vereinigung die beiden Campusse, die bis heute für viele weitere Modell stehen sollten, vorangetrieben wurden. Das Max-Delbrück-Centrum wurde, weitgehend geräuschlos, bereits 1992 gegründet. Die Inbetriebnahme von Adlershof war deutlich langwieriger, der Beschluss allerdings stammt aus dem Herbst 1991, damals sendete vom heutigen Campus sogar noch das DDR-Fernsehen.

Gegen den Umzug der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin nach Adlershof, in den Berliner Südosten, regte sich erst einmal gewaltiger Protest, das Motto: Welcher Platz bleibt für die Hochschulen in der Hauptstadt? Dafür lagen allerdings Argumente auf der Hand, denen man sich kaum versperren konnte: In Mitte fielen die Gebäude fast auseinander, über so manch attraktive Fläche waren Land und Bund zudem in wüste Debatten darüber verstrickt, wem sie gehören. Auch das Deutsche Historische Museum wollte schließlich nebst seinen Archiven untergebracht werden, weswegen beispielsweise die große Friedrich-Engels-Kaserne gegenüber der Museumsinsel ausfiel.

Außerdem verlagerten im hochtechnologiearmen Berlin mit dem Fall des Eisernen Vorhangs gleich mehrere Unternehmen ihre Produktion in die neuen Länder oder gleich nach Osteuropa. Und so hatte man in der von Post-Wende-Arbeitslosigkeit und dem Wegfall der Berlinzulage schwer gebeutelten Stadt schlicht auch die Hoffnung, neue Arbeitsplätze für (Hoch-) Qualifizierte zu schaffen. Vor allem deswegen wurde das Projekt Adlershof von Beginn an damit verknüpft, einen gemeinsamen Campus für Wirtschaft und Wissenschaft zu schaffen.

Heute sind sie selbstverständlich, damals waren Wissenschafts- und Technologieparks noch ganz jung. „Regionale Clusterbildung war gerade erst im Kommen“, erzählt Prof. Dr. Elmar Kulke, Dekan der Geografischen Fakultät der HU, „vom Silicon Valley bis Bangalore hatte man gesehen, welche Effekte auftreten können, wenn Akteure derselben oder ähnlicher Sektoren in räumlicher Nähe tätig sind.“ Zu glauben, das läge nur an kurzen Wegen von Büro zu Büro – im digitalen Zeital-

ter immer besser ersetzbar –, wäre dabei zu kurz gegriffen. Kulke verweist auf einen „Cafeteria-Effekt“: „An Orten, die von allen besucht werden, kommt es zu Begegnungen, die digital eben nicht stattfinden.“ Für das, was bei diesen ausgetauscht wird, gibt es sogar einen Fachbegriff: Tacit Knowledge. Kulke: „Damit gemeint ist noch nicht kodifiziertes Wissen – im Grunde Gedanken, Ideen, weder patentiert noch veröffentlicht. Bringen Sie Menschen zusammen, deren Denken um ähnliche Themen kreist, kann das enorme Effekte haben.“

Elmar Kulke ist nicht nur in der Theorie einer der besten Kenner der Materie: Mit dem Institut für Geografie bezog er 2002 als einer der ersten ein Büro auf dem neuen Campus Adlershof; später war er Gründungsdekan der neuen Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. „Sie treffen in mir einen überzeugten Adlershofer“, erklärt er, „und einen, der seinen Forschungsgegenstand unter der Nase hat.“ So hat er auch für den „Cafeteria-Effekt“ ein Beispiel wie aus dem Lehrbuch parat: „Es kam schon vor, dass ein Chemieprofessor, der zu Oberflächen arbeitet, einen ebensolchen Unternehmer zufällig in der Mensa traf – und die beiden dann gemeinsam ein Start-up zur Oberflächenbeschichtung gründeten.“ Und, apropos Start-up: Dass diese, unterstützt von einem Gründerzentrum, von Absolventen gleich nach ihrem Abschluss aufgebaut würden, komme ebenfalls vor.

Auch in der Wissenschaft ist die Liste der Kooperationen auf dem Campus lang: An allen sechs HU-Instituten, die heute dort ihren Sitz haben – das sind die Institute für Chemie, Geografie, Informatik, Mathematik, Physik und Psychologie –, wird gemeinsam mit einem oder auch mehreren der zehn außeruniversitären Forschungsinstitute geforscht, es gibt gemeinsame Berufungen, die Institutsdirektoren sind auch Professoren an der HU. Es gibt interdisziplinäre Sonderforschungsbereiche und last but not least: das im Rahmen der Exzellenz-initiative geförderte IRIS (Integrative Research Institute for the Sciences), das Chemiker mit Physikern und diese mit der außeruniversitären Forschung und mit Unternehmen verzahnt.

Das Mega-Projekt im Südosten Berlins sollte aber noch mehr: nämlich Modell stehen für das neue Berlin. Die Region um den Technologiepark, inklusive eines ehemaligen Flughafens in Johan-

nisthal wurde in den 1990er-Jahren als städtebauliches Entwicklungsgebiet ausgewiesen. Ein „Leuchtturmprojekt der Stadtentwicklung“, sollte hier entstehen, mit 15000 Wohnungen und einem „urbanen Zentrum“, mit Läden, Hotels, Restaurants, Kinos und Schulen.

Und da, muss man konstatieren, ist noch Luft nach oben. Laut einer jüngst veröffentlichten Studie „Vom monofunktionalen Arbeitsort zum multifunktionalen Stadtquartier?“ der Wirtschaftsgeografen Kulke und Dr. Robert Kitzmann betrachten acht von zehn der Beschäftigten und Studierenden den Campus als „reinen Arbeits- und Studienort“. 13 Prozent nehmen ihn als Wohnquartier wahr, nahezu niemand als Einkaufsort (6 Prozent) oder „belebte Stadt“ (4 Prozent). Der oberste Kritikpunkt bleibt die ÖPNV-Anbindung. Befragt wurden 800 der insgesamt 25000 Studierenden und Beschäftigten in Adlershof, mit überproportional vielen Antworten aus den Reihen der HU und der außeruniversitären Forschung. „Für diese ist und bleibt Adlershof ein Tagesstandort“, konstatiert Kulke. Erst langsam zeigten sich Umzugstendenzen in den Südosten Berlins; nur das Verwaltungspersonal komme häufiger aus der Umgebung.

Das dürfte allerdings auch daran liegen, dass der geplante Wohnungsbau, berlintypisch eher kurzfristig gedacht, zum großen Teil erst einmal gar nicht verwirklicht wurde. Als der große Run auf die Hauptstadt sich in den 1990er-Jahren nicht gleich einstellen wollte, wurden die einst anmoderierten 15000 Wohnungen auf 5500 gekürzt, zeitweise war sogar von nur noch 1000 die Rede. Heute sind laut „Stadtentwicklungsplan 2030“ (Stand 2019) 2000 Wohneinheiten realisiert und rund 3000 weitere „im Bau oder in Planung“. Selbstkritisch heißt es dort auch, zunächst seien „nur wenige der geplanten Wohnungen realisiert“ worden.

Was die Berliner Stadtentwicklung aus Adlershof gelernt hat, kann sie nun an einem weiteren republikweit bekannten Ort unter Beweis stellen: Auf dem Gelände des Flughafens Tegel soll binnen sechs Jahren eine „Urban Tech Republic“ entstehen. Aus der Wissenschaft wartet die Beuth Hochschule für Technik Berlin (die ab Oktober „Berliner Hochschule für Technik“ heißen wird) seit Jahren auf den verspäteten Umzug. Sie wird in das berühmte kreisförmige

Hauptgebäude, das Terminal A, ziehen. Im Terminal B soll ein Gründungs- und Innovationszentrum entstehen, in D ein Technologiezentrum. In einem dahinterliegenden Industriepark sollen sich vor allem Firmen ansiedeln. Geplant ist, dass die große Mehrheit, die auf dem Gelände forscht und arbeitet, sich mit Themen rund um Klimaschutz und Kreislaufwirtschaft befasst. Zu diesem nachhaltigen Ansatz sollen auch die rund 5000 geplanten Wohnungen passen, die allesamt aus Holz gebaut werden. Mit der Fertigstellung wird dann für 2027 gerechnet.

Und in Berlins Mitte, nur wenige hundert Meter östlich vom Hauptbahnhof, soll mithilfe von 660 Millionen Euro vom Land Berlin und der Bundesregierung ein Campus entstehen, der Wissenschaft, Museen und Gesellschaft zusammenbringt. Das Naturkundemuseum, das mit vollem Namen „Museum für Naturkunde – Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung“ (MfN) heißt, und die Lebenswissenschaften der Humboldt-Universität (HU) wollen sich gemeinsam Themen wie Artenschutz, Biodiversität und Klimawandel widmen.

Passend zu der Lage und dazu, dass das Museum seit Jahren ebenso Publikummagnet ist wie Citizen-Science-Vordenkerort, sollen auf dem „Wissenscampus für Natur und Gesellschaft“ auch neue Formen von Wissenstransfer, Wissenskommunikation und bürgernaher Wissenschaft erprobt werden. So ist etwa eine „Berlin School of Public Engagement and Open Science“ geplant, an der auch die Robert-Bosch-Stiftung beteiligt ist.

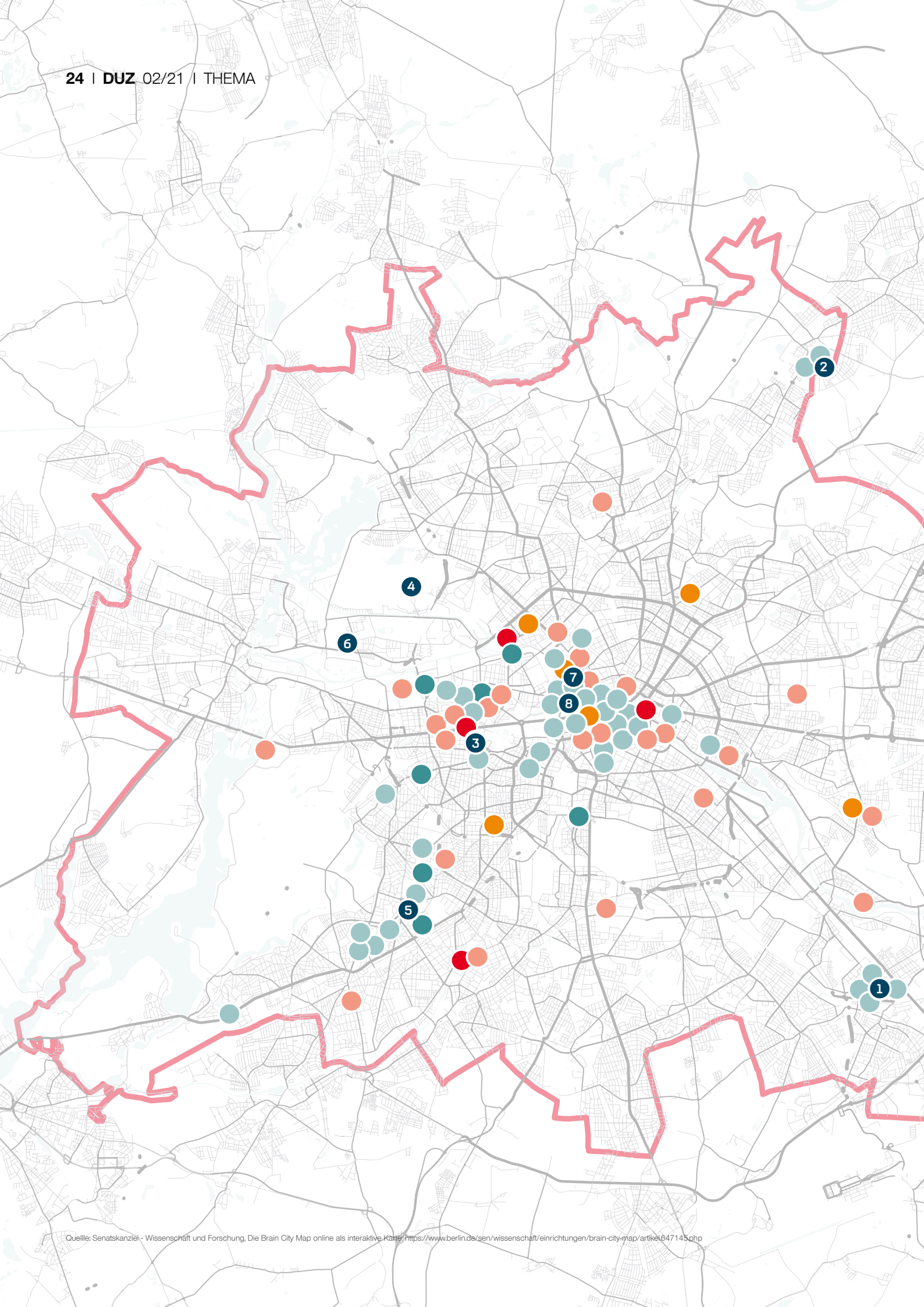
Damit dürfte mitten in Berlin eine Art neuer Supercampus entstehen: Bis zum Campus Nord der HU Berlin, auf der anderen Seite der Invalidenstraße, sind es nur wenige Meter. Dort sind in und um das Laborgebäude „Grüne Amöbe“ bereits heute weite Teile der Lebenswissenschaften der HU angesiedelt.

Spätestens damit wäre dann auch bewiesen: Nicht immer braucht es Wiesen, Brachen und jahrzehntelange Bauarbeiten, um etwas Neues entstehen zu lassen. Ist der politische Wille da, können selbst Metropolen von der Mitte aus neu gedacht werden. Und so im besten Fall auch, sozusagen mittendrin, ein neues Miteinander von Wissenschaft und einer breiteren als der üblichen Kundenschaft entstehen. //



WELT DES LICHTS

Das Zentrum für Photonik
und Optik I gehört zum
Cluster „Optische Technologien“



ÜBERALL IST WISSENSCHAFT



1

Adlershof

Zu DDR-Zeiten war Adlershof Forschungs-, Film- und Fernsehzentrum. Nach der Wiedervereinigung beschlossen Berliner Staatssekretäre 1991, auf dem Gelände eine „integrierte Landschaft aus Wissenschaft und Wirtschaft“ aufzubauen. Heute, 30 Jahre später, gilt Adlershof als größter Forschungs- und Technologiepark Deutschlands und als Berlins größter Medienstandort. Die Humboldt-Uni ist hier mit sechs Fakultäten vertreten. 17 Wissenschaftseinrichtungen haben sich angesiedelt. Geforscht wird zu Photonik und Optik, Photovoltaik und Erneuerbaren Energien, Mikrosystemen und Materialien, IT und Medien, Biotechnologie und Umwelt. Rund 1200 Unternehmen beschäftigen mehr als 23 000 Menschen, ihr Jahresumsatz beträgt 2,5 Milliarden Euro.



2

Berlin-Buch

Im Norden von Berlin liegt der Campus für Wissenschaften, Medizin und Technologie Berlin-Buch. Vier wissenschaftliche Einrichtungen haben hier ihren Sitz, die sich auf Biomedizin, molekulare Ursachen von Krebs- und Herz-Kreislaufkrankungen, neue Medikamente, Diagnostik und Behandlung fokussieren. Dazu gehört das Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin (MDC), die Hochschulambulanzen der Charité und das Experimental and Clinical Research Center (ECRC). Drei Kliniken gibt es vor Ort und 63 Start-ups und Unternehmen. Rund 6500 Menschen sind an dem traditionellen Gesundheitsstandort beschäftigt, an dem seit 100 Jahren Mediziner und Forscher zusammenarbeiten, um Krankheiten zu bekämpfen, und wo Anfang des 20. Jahrhunderts eine der damals modernsten Krankenhausstädte Europas entstand.

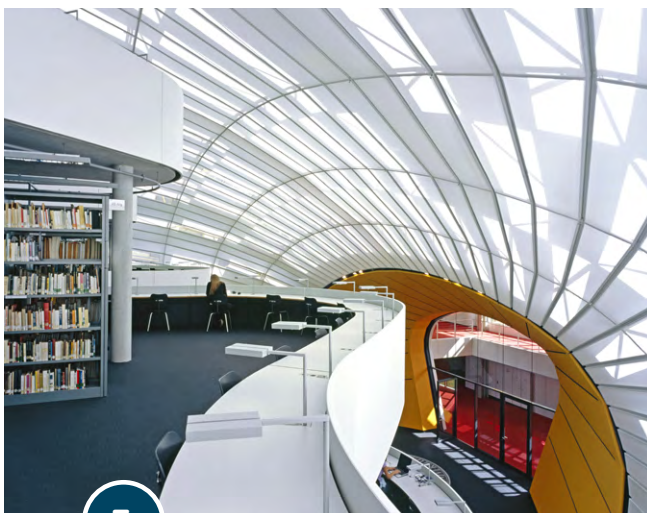
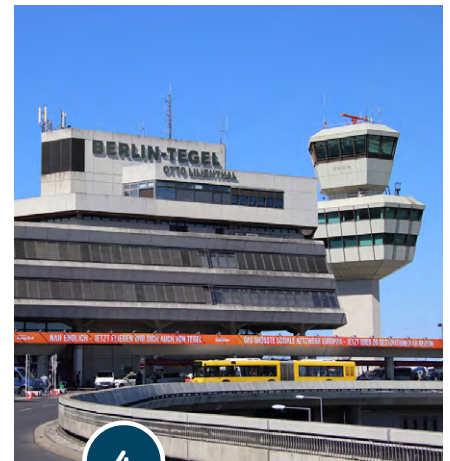


Campus Charlottenburg

Hier sollen Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft vernetzt und der Standort nachhaltig weiterentwickelt werden. Dazu haben die Technische Universität (TU) Berlin, ihr direkter Nachbar, die Universität der Künste (UdK), und der Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf 2012 die Marke „Campus Charlottenburg“ für das Areal zwischen Zoo und Savignyplatz ins Leben gerufen. 2016 kamen weitere Partner dazu, das Charlottenburger Innovations-Centrum (CHIC) etwa, die IHK und die Deutsche Oper. Insgesamt fünf wissenschaftliche Einrichtungen gibt es heute auf dem Areal, knapp 40 000 Studierende, 61 Unternehmen und 6500 Beschäftigte. Geforscht wird vor allem zu Verkehrstechnik und Mobilität, Medizin und Gesundheitswirtschaft, Energie- und Umwelttechnologie, Medien und Kreativwirtschaft, Photonik und Optik, IT und Automatisierung.

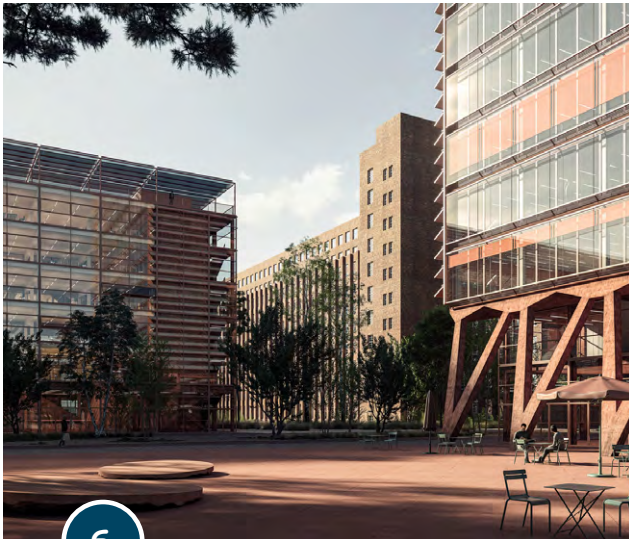
Berlin TXL

Auf dem ehemaligen Flughafen Tegel entsteht ein Forschungs- und Industriepark für urbane Technologien: „Berlin TXL – The Urban Tech Republic“. In das ehemalige Terminalgebäude wird die Beuth Hochschule einziehen, die ab dem 1. Oktober „Berliner Hochschule für Technik“ heißt. Drumherum werden rund 1000 große und kleine Unternehmen angesiedelt. Die Entwickler des Areals gehen von insgesamt 5000 Studierenden aus, die hier in Zukunft lernen, und von 20 000 Menschen, die hier forschen, entwickeln und produzieren. Zukunftsthemen, die am TXL vorangetrieben werden sollen, sind der effiziente Einsatz von Energie, nachhaltiges Bauen, umweltschonende Mobilität, Recycling, die vernetzte Steuerung von Systemen, sauberes Wasser und der Einsatz neuer Materialien.



Berlin Südwest

Im Berliner Südwesten, in Dahlem, hat die Freie Universität (FU) Berlin ihren Sitz. Die Exzellenzuniversität, die mit rund 33 000 Studierenden zu den größten Unis Deutschlands gehört, wurde 1948 als Alternative zur „Universität Unter den Linden“ im sowjetischen Sektor gegründet, wo systemkritische Studierende verfolgt wurden. In Nachbarschaft zur FU befinden sich 13 wissenschaftliche Einrichtungen (die Bundesanstalt für Materialforschung zum Beispiel und das Helmholtz-Zentrum für Materialien und Energie). Zu den Forschungsschwerpunkten des Standortes zählen Medizin und Gesundheitswirtschaft, IT und Automatisierung sowie Mikrosysteme und Materialien. 5000 Unternehmen, darunter viele Start-ups, vor allem im Bereich Life Science, sind hier angesiedelt und 32 000 Menschen beschäftigt.



6

Siemensstadt 2.0

2018 gab Siemens die Pläne für die „Siemensstadt 2.0“ bekannt. Die neue Stadt ist als ein Wirtschafts- und Entwicklungsstandort geplant. Auf dem ehemaligen Spandauer Industriegelände sollen Arbeiten, Forschen und Leben verbunden, in einer Smart City ein Stadtkonzept der Zukunft entwickelt und neue Wege in den Bereichen Elektromobilität, Industrie 4.0, Internet of Things und KI aufgezeigt werden. 11 000 Mitarbeiter plant Siemens dort zu beschäftigen, dazu 1200 Azubis, Studierende und Praktikanten. Start-ups werden auf dem Campus integriert. 2017 siedelte die Hochschule für Wirtschaft und Recht hier den „Startup Incubator Berlin“ an. Am 22. März 2019 wurde auf dem Gelände des Berliner Dynamowerkes der Event- und Coworking-Space „A32 Entrepreneurs Forum Berlin Siemensstadt“ eröffnet.



7

Wissenschaftscampus für Natur und Gesellschaft

Es ist ein Projekt der Humboldt-Universität und des Naturkundemuseums Berlin: Rund um das Museum in der Invalidenstraße soll ein Zentrum der inter- und transdisziplinären Forschung entstehen, das das Verhältnis zwischen menschlichen Gesellschaften und natürlichen Systemen erforscht und das als weltweit vernetztes Forum für den Austausch zu Fragen des nachhaltigen Zusammenlebens steht. Der Campus soll Ort der Begegnung und des Dialoges sein, durch kreative Formate neuartige Formen der Zusammenarbeit schaffen, die Wissenschaft „öffnen“, um das Zusammenleben von Menschen und anderen Lebewesen besser zu verstehen und einen fruchtbaren Austausch zu gestalten. Das große Ziel ist, gemeinsam mit der Gesellschaft wissenschaftliche Lösungen für die globalen Herausforderungen auf dem Planeten Erde zu finden.

Charité – Universitätsmedizin Berlin

Die Charité – Universitätsmedizin Berlin zählt zu den größten Universitätskliniken Europas, sie ist die gemeinsame medizinische Fakultät von Freier Universität und Humboldt-Universität und verteilt sich auf vier Campusse. Zur Charité gehören rund 100 Kliniken und Institute, die in 17 Centren gebündelt sind. Hier wird geforscht, behandelt und gelehrt. Sie gehört zu 100 Prozent dem Land Berlin und hat zuletzt mit 15 500 Mitarbeitern Gesamteinnahmen in Höhe von 2 Milliarden Euro pro Jahr erwirtschaftet. Damit ist sie einer der größten Arbeitgeber der Stadt. Die Charité blickt auf eine mehr als 300-jährige Geschichte zurück. Über die Hälfte der deutschen Nobelpreisträger für Medizin und Physiologie stammen aus der Charité, unter ihnen Robert Koch und Paul Ehrlich.



8



„WIR KONNTEN UNS VIELES NICHT LEISTEN“

Wie bringt man Abgeordnete dazu, die Priorität auf Wissenschaft zu setzen? Überzeugt konkurrierende Hochschulen davon, sich zu verbünden? Findet gute Argumente, damit eine Nobelpreisträgerin ihrer Forschungsheimat treu bleibt? Das beantwortet im DUZ-Interview der Regierende Bürgermeister von Berlin, Michael Müller

INTERVIEW: MARION KOCH

Wir treffen uns an einem Freitag Ende Januar im Büro des Regierenden Bürgermeisters im Roten Rathaus am Alexanderplatz. Irgendwo im Raum ist ein Luftreinigungsgerät aufgestellt, Müller schenkt Kaffee ein. Auf dem Tisch steht eine Etagère mit Süßem. „Wo möchten Sie sitzen“, fragt er, und nimmt mit Coronasicherheitsabstand am Ende des dunklen Ledersofas Platz. Er lehnt sich zurück. Mal kein Problemgespräch über Covid-19, keine Videoschalt mit den Länderchefs und der Kanzlerin, um Maßnahmen gegen Covid-19 zu besprechen. Beim Thema Wissenschaft kann er über Erfolge reden.

Herr Müller, vor 30 Jahren fand die deutsche Wiedervereinigung statt. Inwieweit ist der Wissenschaftsstandort Berlin heute ein Produkt dieser Zeit?

Ohne die Wiedervereinigung wären wir heute nicht Deutschlands stärkster Wissenschaftsstandort. Es war zuerst eine Zeit harter Umbrüche, auf beiden Seiten. Es gab 1990 in Ostberlin und in der DDR herausragende Institutionen, sehr viel Kompetenz und starke Netzwerke, auch in Richtung Osteuropa. Nach der Wende wurden dann leider sehr schnell und manchmal, aus heutiger Sicht auch nicht gerechtfertigt, Einrichtungen geschlossen. Dabei hat man manches Potenzial verspielt und musste dann Ende der Neunzigerjahre zum Teil von vorn anfangen. Auch an Hochschulen im Westteil der Stadt gab es schmerzhaft Einschnitte.

Berlin stand damals finanziell schlecht da.

Aus der Not heraus, weil wir uns vieles nicht leisten konnten, entstand ein Zwang zur Profilbildung der Hochschulen. Und für den Standort die Notwendigkeit, erfolgversprechende Schwerpunkte herauszuarbeiten, auf die wir uns langfristig konzentrieren können. Die heutige Stärke Berlins in Bereichen wie Medizin und Lebenswissenschaften, Energie und Mobilität, Digitalisierung und Künstliche Intelligenz oder dem gesamten Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften ist das Ergebnis dieser Prozesse.

Was ist aus der DDR-Zeit geblieben?

Denken Sie zum Beispiel an die Ostberliner Charité, die heute einer unserer Leuchttürme ist, oder an den Medizin- und Gesundheitscampus Buch, der schon zu Ostzeiten ein herausragender Forschungsstandort war. Viele Unternehmen und Start-ups haben sich auf dem Campus im Nordosten von Berlin rund um das Leibniz-Forschungsinstitut für Molekulare Pharmakologie und das Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin angesiedelt, ein neues Forschungsgebäude für das Berlin Institute of Health ist bald fertig, dazu ein neues Biotech-Gründungszentrum.

Viele der mehr als 40 Berliner Hochschulen kooperieren miteinander, die Exzellenzuniversitäten haben sich in der Berlin University Alliance verbunden, ein Großteil der 70 außeruniversitären Forschungseinrichtungen in der Initiative Berlin Research 50 zusammengeschlossen. Sind die Berliner besonders kooperationsfreudig?

Ja, und das ist heute ein wesentlicher Erfolgsfaktor. Noch vor wenigen Jahren gab es viele Konkurrenzen und, ja, auch Eitelkeiten unter den Berliner Forschungs- und Wissenschaftseinrichtungen. Ein gemeinsamer Exzellenzantrag zum Beispiel – das hätte man sich vor zehn Jahren überhaupt nicht vorstellen können. Es hat sich aber der Gedanke durchgesetzt, dass die Zusammenarbeit an einem Standort wie Berlin, mit so vielen Synergiemöglichkeiten, alle Beteiligten stärkt. Auch nach außen hin hat sich Berlin in den vergangenen Jahren viel stärker vernetzt und Partnerschaften intensiviert.

Wie bringt man als Regierender Bürgermeister konkurrierende Forschungsorganisationen dazu, zusammenzuarbeiten?

Es hilft natürlich, dass man verlässlich in die Wissenschaft investiert und Verteilungskämpfe vermeidet. Aber es ist auch persönlicher Einsatz gefordert, das kostet viel Arbeit

**„Auch ich muss um jeden Euro kämpfen.
Aber als Regierungschef hat man andere
Möglichkeiten, Dinge voranzutreiben, kann im
Gespräch mit dem Finanzsenator noch einmal
deutlich machen, dass ein Projekt
finanziert werden muss“**

und Zeit. Man muss die Menschen, die hinter den Einrichtungen stehen, zusammenführen. Zum Beispiel die Wissenschaftspartnerschaft mit Oxford: Um für eine Allianz mit Berlin zu werben, bin ich selbst dorthin gefahren, habe mit der Universitätsleitung und Vertretern der Stadt gesprochen – und sie nach Berlin eingeladen. Wir haben einen guten Draht. So geht das auch bei Vorhaben innerhalb von Berlin: Vertreter verschiedener Institutionen kommen im Roten Rathaus zusammen, wir beraten neue Initiativen. Man bekommt dabei ein Gefühl dafür, was funktioniert, kann die Dinge schnell konkretisieren.

Wie wichtig ist dabei der „menschliche Faktor“?

Das ist in Politik und Wissenschaft wie überall. Man muss ein Gefühl dafür haben, ob man dem Gegenüber vertrauen kann, dann lässt sich gemeinsam etwas bewegen. Nehmen Sie die Berlin University Alliance. In dem Universitätsverbund arbeiten die Unis auch deswegen besser zusammen, weil das Vertrauensverhältnis auf vielen Ebenen stimmt und die Entscheider der Einrichtungen gut miteinander klar kommen.

Kann man da auch strukturell nachhelfen?

Ja, zum Beispiel, indem man Ausschreibungen so gestaltet, dass Institutionen sich zusammentun müssen, um gefördert zu werden. Das betreiben wir seit zehn Jahren ganz gezielt mit der Einstein Stiftung Berlin. Für die Berlin University Alliance haben wir letztes Jahr auch eine innovative Kooperationsplattform gesetzlich verankert, die die Umsetzung von Verbundprojekten deutlich erleichtert. Das ist bundesweit schon ziemlich einmalig.

Ist der „Berliner Spirit“ ein Standortfaktor, um wissenschaftliche Einrichtungen in die Stadt zu ziehen?

Ja, durchaus, die Weltoffenheit, das Freiheitsgefühl, und eben die starke Kooperationskultur: dieser „Berliner Geist“, oder wie man es auch immer nennen mag, wird sogar ganz konkret als Standortfaktor genannt, wenn sich Organisati-

onen hier ansiedeln, wie etwa die Soros-Stiftung oder der Wellcome Trust. Internationale Einrichtungen, Forschende und viele Unternehmen kommen nach Berlin, weil sie ein starkes Wissenschaftsumfeld vorfinden, weil sie wissen, dass man hier frei arbeiten und forschen kann und die Stadt sehr international ist. Auch die in aller Welt umworbene Berliner Nobelpreisträgerin, Frau Charpentier, hat hier im Säulensaal im Roten Rathaus ganz klar gesagt, dass sie in Berlin die Bedingungen hat, die sie für ihre Arbeit braucht.

Wie sorgen Sie dafür, dass Emmanuelle Charpentier diese Bedingungen hier vorfindet?

Wenn man eine Spitzenforscherin gewinnen und halten will, muss man sich als Regierender auch persönlich einsetzen. Bis hin zum konkreten finanziellen Engagement. Die Forschungsgruppe von Frau Charpentier erhält ein neues Gebäude. Es ist ein deutliches Statement der Stadt und der Max-Planck-Gesellschaft zu dieser tollen Forscherin und ihrem zukunftssträchtigen Arbeitsbereich.

Berlin ist innovativ, Berlin ist jung, die Stadt der Kreativen und Start-ups. Spielen diese Narrative eine Rolle für Ihre Öffentlichkeitsarbeit?

Unbedingt! Man muss Berlin zwar in der Welt nicht bekannt machen, die Stadt hat eine einzigartige Geschichte und einen hervorragenden Ruf als Kulturmetropole. Aber wir wollen noch deutlicher machen, dass das heutige Berlin vor allen Dingen für Wissen und Innovation steht. Das ist der wesentliche Faktor für die unglaubliche wirtschaftliche Entwicklung der Stadt und ein großer Vorteil im Wettbewerb mit anderen Metropolen.

Wie wollen Sie den Berlinern selbst ihre Wissenschaft näher bringen? Viele kennen vielleicht die großen Unis der Stadt. Die neuen Forschungsverbünde BUA und BR 50 oder etwa das IFAF-Institut für angewandte Forschung Berlin dürften hier dagegen ziemlich unbekannt sein.

Wissenschaftskommunikation ist sehr wichtig und wird

in den Hochschulen und Forschungsinstituten hoch und runter diskutiert. Klar ist: Wir müssen besser herausstellen, was die Wissenschaft für uns alle leistet, das gilt ganz besonders für einen Standort wie Berlin. Hier sehe ich auch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gefordert, nicht nur für ein Fachpublikum zu erklären, woran sie arbeiten und was das wissenschaftliche Arbeiten ausmacht.

Spielt Ihnen da Corona in die Hände?

Die Pandemiesituation ist furchtbar, sie fordert Todesopfer, bringt Menschen in existenzielle Not, sie ist bedrückend, eine schlimme Krise. Für die Wissenschaft ist sie aber auch eine einmalige Möglichkeit, stärker wahrgenommen zu werden. Plötzlich erleben Milliarden Menschen, wie wichtig sie für uns ist, rückt Forschung an ihre Lebenswelt heran. Und sie sehen, wie großartig sie arbeitet. Nach zehn Monaten haben wir einen Impfstoff, das gelingt nur durch eine starke, vernetzte Wissenschaft. Diese Aufmerksamkeit müssen wir nutzen.

In diesem Sinne haben Sie das Berliner Wissenschaftsjahr 2021 geplant?

Mit den Planungen haben wir schon vor Corona begonnen. 2021 wären Rudolf Virchow und Herrmann von Helmholtz, zwei Leitfiguren der Berliner Wissenschaft, 200 Jahre alt geworden. Wir nutzen diese Geburtstage, um Berlin als Wissensstadt zu feiern. Mit vielen Aktivitäten über das ganze Jahr verteilt, wollen wir mit den Menschen ins Gespräch kommen über Wissen, Wissenschaft, ihre Möglichkeiten und Grenzen.

Was ist von politischer Seite entscheidend, um einen Wissenschaftsstandort zu entwickeln?

Ausdauer und Verlässlichkeit. Natürlich auch Geld, für die grundlegenden Dinge wie für neue Ideen. Wir haben den Hochschulen Planungssicherheit durch deutliche Budgetsteigerungen gegeben und zugleich die Bauinvestitionen erhöht. Bei Förderungen durch den Bund tragen wir selbstverständlich unseren Landesanteil. Etablierte und neue Institutionen wissen: Sie können sich darauf verlassen, dass wir uns für ihre Belange einsetzen.

Wie haben Sie die Berliner Politiker überzeugt, die Prioritäten zu verschieben und mehr Geld in die Wissenschaft zu stecken?

Jedes Senatsmitglied und auch das Abgeordnetenhaus als Haushaltsgesetzgeber ist daran interessiert, dass sich unsere Stadt gut entwickelt. Und jeder sieht heute die Möglichkeiten, die sich in seinem Ressort oder Zuständigkeitsbereich durch eine starke Wissenschaft ergeben. Viele Unternehmen investieren in Berlin, weil sie das Wissenschaftsumfeld anzieht und sie hier die begehrten Fachkräfte finden, das kommt auch der Wirtschaftssenatorin zugute. Wenn neue Mobilitätskonzepte von wissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Einrichtungen profitieren, ist das auch gut für das Verkehrsressort. Jeder in die Wissenschaft investierte Euro ist gut für ganz Berlin.

Prioritäten setzen heißt aber auch, dass an anderer Stelle gespart werden muss.

Natürlich gibt es da manchmal „rustikale“ Auseinandersetzungen im Senat und im Parlament. Wer setzt sich durch mit seinem Wunsch nach Förderung und Geld?

Haben Sie da als Wissenschaftssenator, der gleichzeitig Regierender Bürgermeister ist, mehr Überzeugungskraft?

Auch ich muss um jeden Euro kämpfen. Aber es stimmt, als Regierungschef hat man in kritischen Situationen andere Möglichkeiten, Dinge voranzutreiben. Etwa im Gespräch mit dem Finanzsenator noch einmal deutlich zu machen, dass ein Projekt richtig und wichtig ist und finanziert werden muss. Der Regierende Bürgermeister hat deutlich mehr Darstellungsmöglichkeit, auch medial, er hält nicht als einer von mehreren Fachsenatoren eine Rede, er gibt als Regierungschef ein Statement ab. Dadurch wird die Berliner Wissenschaft in Politik und Öffentlichkeit stärker wahrgenommen. Dazu kommt, dass mein Staatssekretär Steffen Krach und ich ein gutes Team sind und uns sehr gut ergänzen.

Wie kommt es zu Ihrem „Doppelamt“?

Dass der Regierende von Berlin ein weiteres Ressort übernimmt, hat seit mehreren Legislaturperioden Tradition. Angefangen hat das mit Eberhard Diepgen als Justizsenator und dann Klaus Wowereit, der gleichzeitig Kultursenator war und in dieser Doppelrolle wichtige Akzente für die Stadt gesetzt hat.

Sie hatten in Ihrer Karriere wenig Berührungspunkte mit der Wissenschaft.

Ja, ich habe Bürokaufmann gelernt, die Druckerei meines Vaters geführt, habe kein Abitur, bin an keiner Hochschule ausgebildet worden. Meine beiden Kinder sind die ersten in der Familie, die studieren. Ich hatte aber immer ein persönliches Interesse an Wissenschaft, fand es spannend, über den Weltraum zu lesen oder über die Medizin. Ich empfinde es als Geschenk, dass ich nun in diesem für mich so interessanten wie gesellschaftlich wichtigen Bereich Akzente setzen, etwas voranbringen darf.

Können Sie beziffern, wie viel mehr Geld Sie in Ihrer Amtszeit der Berliner Wissenschaft gebracht haben?

Im aktuellen Doppelhaushalt liegen wir bei 4,9 Milliarden Euro für die Wissenschaft, ein Plus von 600 Millionen Euro verglichen mit dem Beginn dieser Legislaturperiode vor vier Jahren. Dazu haben wir unsere Ausgaben für Bau und Sanierung verdoppelt, den Investitionspakt Wissenschaftsbauten von 2017 bis 2036 auf fast 5 Milliarden Euro ausgebaut. Darin sind etwa die 300 Millionen Euro des Landes enthalten, die zusammen mit der gleichen Summe des Bundes für die Sanierung und Erweiterung eines Campus für Lebenswissenschaften am Naturkundemuseum eingesetzt werden. In Europas modernstes Herzzentrum fließen 287 Millionen Euro vom Land und nochmal 100 Millionen vom Bund. Nur zwei herausragende Beispiele, die wir in die-

ser Legislaturperiode vorangebracht haben und die zusammen mit vielen anderen Projekten Milliardeninvestitionen ausmachen.

Warum investiert der Bund diese Gelder nicht in München oder Heidelberg, sondern in Berlin? Warum haben sich hier und nicht dort etwa das Deutsche Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz (DFKI) und das Deutsche Digital Institut angesiedelt, kommen zwei weitere Fraunhofer-Institute nach Berlin, die zu dem Thema forschen?

Man bekommt eine Förderung für eine belastbare Zukunftserwartung, für das Potenzial, das man vorweisen kann. Und das muss über Jahre entwickelt und aufgebaut werden. Erfolge wie das Weizenbaum Institut oder der sensationelle Gewinn in der Exzellenzstrategie fallen nicht vom Himmel, man muss sich im Wettbewerb durchsetzen. Natürlich suchen wir bei neuen Initiativen den Kontakt zu Entscheidungsträgern und nutzen unsere Möglichkeiten, Berlins Potenzial immer wieder deutlich zu machen. Das gehört zu den Aufgaben meines Staatssekretärs und von mir, wir sind die Cheflobbyisten des Wissenschaftsstandortes. Aber das alles funktioniert nur, wenn man wirklich überzeugende, wissenschaftsgetriebene Konzepte vorweisen kann und zusammen mit unseren Einrichtungen und ihren Leitungsebenen auf den jeweiligen Kanälen dafür wirbt. Wir alle zusammen müssen vermitteln, dass hier ein Team gemeinsam etwas erreichen kann und will.

Förderungen des Bundes sind in der Regel Einmalzahlungen. Wie kann man da eine zukunftsfähige Planung für die Einrichtungen ermöglichen?

Wir leben in einem föderalen Staat, der Bund setzt auch in anderen Bundesländern Akzente. Ob München, Heidelberg oder Berlin: Es ist politischer Alltag, sich von Haushalt zu Haushalt neu durchsetzen zu müssen. Trotzdem kann und muss man landes-

seitig für Verlässlichkeit sorgen, sonst funktioniert eine Zusammenarbeit mit dem Bund nicht. Vor diesem Hintergrund ist die dauerhafte neunzigprozentige Förderung des Berlin Institute of Health als Teil der Charité durch den Bund spektakulär. Dass der Bund so langfristig eine Verpflichtung eingeht in einem föderalen System ist ein Riesenstatement unserem Standort und dem Thema Translation und Gesundheitsforschung gegenüber.

Berlin hat für die Stadt elf Zukunftsstandorte benannt, darunter Adlershof, Campus Charlottenburg, Siemensstadt 2.0 und Campus TXL. Geht es hier mehr um Wissenschafts- oder um Wirtschaftsförderung?

Es geht um beides, wobei der Charakter der einzelnen Orte unterschiedlich ausfällt. Die Grundidee ist: Die Zukunftsorte sollen die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft stärken. Adlershof ist da natürlich eine Liga für sich, mit der Humboldt-Universität und „Schwergewichten“ der außeruniversitären Forschung. Der entstehende Campus TXL, der ehemalige Flughafen Tegel, wird mit der Berliner Hochschule für Technik im Terminalgebäude einen Wissenschaftskern mit viel Wirtschaftsansiedlung haben. Der Campus Charlottenburg und der Südwesten um die Freie Universität sind stark wissenschaftlich geprägt. Wie wichtig die Wissenschaft für die wirtschaftliche Entwicklung ist, zeigt allein die letzte Studie zu unseren Hochschulausgründungen, die in Berlin gut 60 000 Arbeitsplätze geschaffen haben und 2019 über 8 Milliarden Euro Umsatz erwirtschafteten.

Wirtschaft und Wissenschaft rücken immer näher zusammen. Im Jahr 2018 gingen mehr als 637 Millionen Euro Drittmittel an die Berliner Hochschulen, davon kamen fast 69 Millionen Euro aus der Privatwirtschaft.

Unsere Forschungseinrichtungen sind im Wettbewerb um Fördermittel etwa der Deutschen Forschungsgemein-

schaft oder der EU immer erfolgreicher. Bei Industriemitteln gibt es durchaus Luft nach oben. Aber es geht in die richtige Richtung. Ich werbe bei vielen Unternehmen für unseren Standort, zeige ihnen auf, welche Chancen es hier gibt.

Wenn Unternehmen Forschung finanzieren, verfolgen sie damit bestimmte Ziele. Besteht dadurch nicht die Gefahr, dass die Wissenschaftsfreiheit eingeschränkt wird?

Ich nehme Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen als sehr selbstbewusst wahr und würde ihnen nicht unterstellen, dass sie deshalb nicht mehr frei sind in ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Außerdem kommt es darauf an, wie man solche Kooperationen gestaltet. Drittmittelfinanzierte Kooperationen sollten selbstverständlich transparent organisiert sein. Darüber hinaus können wir die Entwicklung von Unternehmen nur beeinflussen, wenn wir mit ihnen zusammenarbeiten. Ich verstehe die Diskussion. Es ist sicher oft eine Gratwanderung, wie weit Wissenschaft bei Kooperationen mit Unternehmen geht. Aber man darf sie deshalb nicht pauschal diffamieren. Zumal die Zeiten doch vorbei sind, in denen Geldgeber im dunklen Hinterzimmer irgendwas verabreden, was niemand mitbekommt.

Die Freie Universität hat sich von China eine Professur finanzieren lassen. Laut dem Vertrag mit der chinesischen Organisation Hanban, die der Propagandaabteilung der Kommunistischen Partei unterstellt ist, kann Hanban Gelder zurückverlangen, wenn die FU sich nicht an chinesische Gesetze hält. Ist das ein Fall für den Regierenden Bürgermeister?

Unsere Hochschulen sind frei, ihre Kooperationen selbst zu gestalten. Aber sie bewegen sich in einem vorgegebenen Rahmen und orientiert an öffentlichen und politischen Diskussionen. Die Grundlage für ihr Handeln ist die Wissenschaftsfreiheit, für die sie auch die Verantwortung tragen. Damit sind wir wieder beim Thema Transparenz.



Worin besteht diese Kooperation? Wie viel Einfluss nimmt ein Geldgeber? Ist das alles klar und für die Uni akzeptabel dargelegt, kann man eine solche Kooperation eingehen, auch mit China. In diesem konkreten Fall gab es allerdings auch Vertragspunkte, die unserer Auffassung nach angepasst werden mussten, was die FU in einer Nachverhandlung getan hat. Peking ist übrigens eine der Berliner Partnerstädte. Und ich nehme den Diskussionsbedarf über Themen wie Freiheit und Menschenrechte sehr ernst. Es muss die Aufgabe von Partnerschaften sein, solche Themen anzusprechen.

Berliner Fachhochschulen plädieren dafür, Promotionsrecht zu bekommen. Ist das Chefsache?

Das ist eine Frage, die natürlich bei mir ankommt. Wir haben das im Grundsatz zu Beginn der Legislaturperiode geklärt und setzen darauf, zunächst die Kooperation zwischen Fachhochschulen und Universitäten zu verbessern. Die Stärkung von kooperativen Promotionen ist auch ein Punkt in der Novelle des Berliner Hochschulgesetzes, die wir jetzt auf den Weg bringen.

Inwieweit greifen Sie bei Ihren politischen Entscheidungen auf wissenschaftliche Expertise zurück?

In der aktuellen Lage ist es ja sehr offensichtlich, dass wir eng mit Wissen-

schaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen zusammenarbeiten. Auch jenseits von Corona-Themen nutzen wir ihre Expertise immer wieder. Wenn wir zum Beispiel Strategien für die Smart City beraten, werden selbstverständlich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ins Rote Rathaus eingeladen. In Fragen des Klimaschutzes können wir auf die geballte Kompetenz des neuen Climate Change Center Berlin Brandenburg zurückgreifen. Es gibt viele solcher Beispiele und dennoch würde ich sagen: Wir können die Wissenschaft noch stärker in politische Entscheidungsprozesse einbeziehen.

Ende September kandidieren Sie nicht mehr für den Landtag, sondern für den Bundestag. In einem offenen Brief unterstützen Sie dabei führende Persönlichkeiten der Berliner Wissenschaftswelt. Werden Sie jetzt vielleicht sogar unser nächster deutscher Wissenschaftsminister?

Tatsächlich gibt es einige Menschen, auch aus der Wissenschaft, die jetzt schon versuchen, mich in den Wissenschaftsausschuss des Bundestages zu bringen. Und ich freue mich natürlich über dieses Zeichen der Wertschätzung, aber das Thema ist für mich noch weit weg. Bis zu den Wahlen haben wir noch einiges auf der To-do-Liste für die Brain City Berlin. //

MICHAEL MÜLLER

Der Berliner

Michael Müller wurde 1964 in Tempelhof geboren. Bis heute lebt er dort. „Nicht für jeden Menschen sind Heimat und Zuhause dasselbe. Ich habe dieses Glück“, sagt er. In Tempelhof hat auch seine politische Karriere begonnen: Als er zehn Jahre alt war, nahm ihn sein Vater zum dortigen SPD-Stand mit, 1989 wurde Müller jun. SPD-Bezirksverordneter in Tempelhof.

Der Bürgermeister

Müller war SPD-Abgeordneter im Berliner Senat, Bürgermeister und Senator für Stadtentwicklung. 2014 wurde er Regierender Bürgermeister von Berlin und daneben Kultursenator, dann ab 2016 Senator für Wissenschaft und Forschung. Dass er die beiden Ämter vereint, habe den großen Vorteil, dass die Berliner Wissenschaft in Politik und Öffentlichkeit stärker wahrgenommen werde, sagt er.

Der Vernetzer

„Man muss die Menschen zusammenbringen, um Dinge anzustoßen“, findet Müller. So fuhr er persönlich nach Oxford, um eine Wissenschaftspartnerschaft mit der Stadt aufzubauen, sprach mit der Unileitung, Vertretern der Stadt, lud sie allesamt nach Berlin ein. Sein Motto: „Man muss ein Gefühl dafür haben, ob man dem Gegenüber vertrauen kann, dann lässt sich gemeinsam etwas bewegen.“

BERLIN IST...!

Was macht den Wissenschaftsstandort Berlin aus? Was macht ihn stark, wo gibt es Entwicklungsbedarf? Das sagen Wissenschaftler, Forschungsmanager und Politiker dazu:

”

... Wissensstadt, Stadt der Forschenden, der Neugierigen, der Lernbereiten. Allein das ist schon ein großer, funkelnder Schatz. Der noch wertvoller wird durch das Zusammenwirken der großen Wissenschaftsorganisationen im Netzwerk Berlin Research 50, durch ihre Nähe zu den vier starken Universitäten, durch das offene Ohr des Senats, für den Wissenschaft und Forschung wirklich Chefsache sind. Natürlich gibt es noch Verbesserungspotenzial. Zum Beispiel stehen wir vor der riesigen Aufgabe, Bildungs- und Chancenungleichheiten zu verringern, nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland, zwischen Nord und Süd, Ost und West, Metropolen und ländlichem Raum, und über Deutschland hinaus. Dazu kann Berlin seinen Teil beitragen. Wenn wir alle an einem Strang ziehen, sind wir auf dem besten Weg zu einer europäischen Wissenschaftsmetropole. “



Jutta Allmendinger

ist Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB) und Professorin für Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Steffen Mau

ist Professor für Makrosoziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin und Leibniz-Preisträger 2021.



”

... der echte Schmelztiegel aus Ost und West, weil es das einzige Bundesland ist, das sich aus einem östlichen und einem westlichen Teil zusammensetzt. Das Wissenschaftssystem, die Universitäten, die vielen Fachhochschulen und die außeruniversitären Forschungseinrichtungen mussten sich dem Umbruch stellen. Das hat Vorbehalte und Widerstand ausgelöst, aber auch viel Produktivität, Neugier und Experimentierfreude. Berlin als Wissenschaftsstadt hat dann, in den 1990er- und 2000er-Jahren, einen enormen Migrationsschub erlebt. In die Wissenschaft strömten viele junge und kreative Köpfe von überall her, es fällt leicht, internationale Kolleginnen und Kollegen für eine Zusammenarbeit mit dem Standort Berlin zu gewinnen. Für mich besitzt die Stadt eine produktive Unruhe, ein intellektuelles Flimmern, sie ist ein Ort, an dem schon an der nächsten Ecke ein neues Thema, ein neuer Gesprächspartner oder eine neue Kooperation lauern kann. “

... ein Wissenschaftsstandort (einschließlich der Umgebung!), der schon durch die Vielzahl und breite thematische Varianz seiner wissenschaftlichen Institutionen ungewöhnlich reich ist. Hinzu kommt die lange Tradition zahlreicher Institutionen. Glücklicherweise sind die wiederum nicht so historisch etabliert und autark, dass sie einer innovativen Kooperation entgegenstehen. Denn der eigentliche Reichtum Berlins liegt in der Bereitschaft vieler Wissenschaftler*innen, ungewöhnliche inter- und multidisziplinäre Kooperationen auszuprobieren. Die Zusammenarbeit etwa zwischen der Technischen Universität und der benachbarten Universität der Künste im methodologischen Design-Thinking ist vielversprechend in einer Welt, die sich immer weniger auf eingefahrenen Gleisen weiterentwickeln lässt. Das gilt noch mehr für die Initiativen von Transdisziplinarität, die mit intensivem Praxis- und Gemeinwohlbezug wissenschaftliches Wissen mit gesellschaftlichem Erfahrungswissen zusammenbringt und so auf die Herausforderungen unserer Gesellschaften antwortet.



Gesine Schwan

ist Professorin für Politikwissenschaft, SPD-Politikerin, Präsidentin und Mitgründerin der Humboldt-Viadrina Governance Platform in Berlin und hat neun Jahre die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) geleitet.

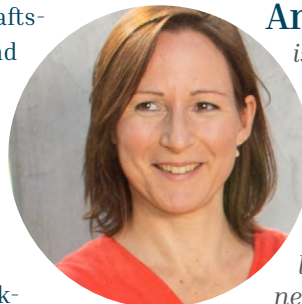


Heyo Krömer

ist Vorstandsvorsitzender der Charité – Universitätsmedizin Berlin und Professor für Pharmakologie und Personalisierte Medizin.

... ein in Deutschland und darüber hinaus faszinierender, einmaliger Wissenschaftsstandort. Er verbindet eine extrem attraktive Stadt mit einer sehr vielfältigen Wissenschaftsszene. Zwischen den vielfältig organisierten wissenschaftlichen Einrichtungen gibt es besondere strukturelle und persönliche Querverbindungen, auch die räumliche Nähe zu den politischen Entscheidern macht sich positiv bemerkbar. Besonders deutlich wird dies im Bereich der Biomedizin, wo durch die Kombination von Max-Delbrück-Centrum, Berlin Institute of Health (BIH) und der Charité eine Entwicklungslinie von der Grundlagenforschung bis zur Klinischen Anwendung möglich ist. Die zum 1. Januar erfolgte Integration des BIH in die Charité stellt ein wirkliches Novum der Governance zwischen dem Land Berlin und dem Bund dar. Ähnlich ambitioniert ist die geplante Gründung des Deutschen Herzzentrums der Charité. Wenn solche Wege konsequent weitergegangen werden, ist es möglich, aus Berlin einen der international führenden Biomedizin-Standorte zu entwickeln, mit allen positiven Konsequenzen für die Versorgung der Bevölkerung und die wirtschaftliche Entwicklung eines finanziell eher schlecht gestellten Bundeslandes.

... so attraktiv, weil es eben nicht nur ein exzellenter Wissenschaftsstandort ist. Es sind nicht seine renommierten Universitäten und Forschungsinstitute, die den Standort in Deutschland besonders machen. Wie jede Hauptstadt macht der Sitz internationaler Organisationen und der Arenen politischer EntscheiderInnen die Stadt interessant, für manche(n) WissenschaftlerIn kann das durchaus einen zusätzlichen Wert darstellen. Für mich ist Berlin aber auch eine ungeheuer interessante Großstadt mit all ihren gesellschaftlichen Beobachtungs- und Interaktionsräumen. Und es ist eine Hauptstadt, die, wie kaum eine andere derzeit, noch so unausgemacht ist, in der so viel Grundsätzliches noch zusammen entschieden werden muss; die dabei für das Land repräsentativ sein soll und die gleichzeitig so anders ist als der Rest dieses Landes. Welch reizvolleren Standort kann man sich als Sozialwissenschaftlerin wünschen?



Anna Lisa Ahlers

ist Politikwissenschaftlerin, promovierte Sinologin und Mitglied der Jungen Akademie. Am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin leitet sie die Lise-Meitner-Forschungsgruppe „China in the Global Science“.

BERLIN IST...!

”

... vielleicht endlich auf dem Weg in eine dekoloniale Zukunft? Der nigerianisch-britische Künstler Yinka Shonibare stellte 2010 seine Installation „The Scramble for Africa“ auf der Empore der Friedrichswerderschen Kirche in Berlin-Mitte aus. Darauf zu sehen: 14 kopflose männliche Figuren in Lebensgröße, die in viktorianische Kostüme gekleidet sind, geschneidert aus dem als afrikanisch ikonisierten Ankara-Baumwollstoff. Alle sitzen besitzergreifend über einen Konferenztisch gebeugt. Auf dem Holztisch ist der afrikanische Kontinent eingezeichnet. Berlin wird somit als „Ground Zero“ der imperial-geprägten Invasion in Erinnerung gerufen und als Ort der Formalisierung einer ausbeuterischen Aufteilung der Gesellschaften und Gebiete des globalen Südens (1884/85). Der Berliner Senat hat 2020 eine Gesamtstrategie für Postkoloniales Erinnern beschlossen. Dieses Vorhaben wird mittels der Koordinierungsstelle ‚Decolonize Berlin!‘ realisiert. Es lässt hoffen, dass der Wissenschaftsstandort Berlin in Zukunft mehr investieren wird, um sein koloniales Erbe – auch wissensbezogen – zu entpacken. “



Maureen Maisha Auma

ist Professorin für Kindheit und Differenz (Diversity Studies) an der Hochschule Magdeburg-Stendal und zur Zeit Gastprofessorin am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZIFG) der TU Berlin. Sie lebt in Berlin.



Dieter Lenzen

ist Präsident der Universität Hamburg und Professor für Philosophie der Erziehung. Von 2003 bis 2010 war er Präsident der Freien Universität (FU) Berlin.

”

... der Wissenschaftsstandort in Deutschland, gefolgt von München, Hamburg, Frankfurt und ein paar weiteren. Im Gegensatz zu den anderen Städten ist Wissenschaft (vielleicht abgesehen vom Tourismus) das Standbein Berlins schlechthin, während in München zum Beispiel auf die Metallindustrie, in Hamburg auf den Hafen und Handel und in Frankfurt auf die Banken gesetzt werden kann. Wenn die Berliner Politik also die Wissenschaft gefährdet, etwa durch Unterfinanzierung, maßlose Erwartungen oder ideologische Experimente mit dem Hochschulgesetz (ein x-tes Mal), dann kippt Berlin. Der Weg zum Erfolg verdankte sich einiger wichtiger Umstände: der Erprobungsklausel im Hochschulgesetz, die den Hochschulen die eigene Entscheidung über ihre Governance-Strukturen brachte, dem Exzellenzwettbewerb, der die Hochschulen wachküsste, und der hohen Zustimmung der Bevölkerung zu großen Teilen der Wissenschaft – im Überlebenskampf der Freien Universität gegen die Kommunisten nach der Wende. Hoffentlich begreifen das die Entscheider, sonst ist Berlin reduziert auf Muff und Puff. “



SCHÖNER AUFSTIEG

Im Zentrum für Photovoltaik und Erneuerbare Energien wird auf 8000 Quadratmetern geforscht und produziert
